

Zu William Butler Yeats

VON CHRISTOPH KUHN

Er ist Irländer, 1865 in Dublin geboren, 1939 in Cap Martin, Südfrankreich, gestorben. Gedichte, Erzählungen, Dramen umfasst sein dichterisches Werk, literarische und kulturpolitische Schriften runden es ab und gliedern es in die gesellschaftliche Situation seiner Zeit ein, in eine politisch bewegte Epoche irischer Geschichte. Yeats hat mit Wort und Tat am irischen Befreiungskampf teilgenommen; ihm war daran gelegen, Irland aus der geistigen Vorherrschaft Englands zu lösen. Sein Land verehrt ihn als einen Nationalhelden, die englische Intelligentsia der damaligen Zeit, T. S. Eliot und später Christopher Fry, sehen in ihm einen grossen Vorläufer und Anreger, Ezra Pound war während langer Jahre sein bester Freund. Dem deutschen Sprachgebiet ist Yeats bis heute nahezu unbekannt geblieben.

Nun ist im Leibniz-Verlag eine vom Hamburger Anglisten Johannes Kleinstück verfasste Monographie «W. B. Yeats oder der Dichter in der modernen Welt» erschienen, die durchaus geeignet scheint, dem fünfundzwanzig Jahre dauernden Schlummer potentieller Yeats-Übersetzer und Yeats-Interpreten ein Ende zu bereiten und die Diskussion über eine der vielseitigsten, kraftvollsten Dichtergestalten der Moderne zu aktivieren.

Kleinstück versteht es, dem vielgestaltigen, wandelbaren irischen Dichter Schritt um Schritt näherzukommen, ihm seine Masken abzunehmen, unaufdringlich und ohne letzte Geheimnisse zu verletzen. Seine vorsichtigen Gedichtsbetrachtungen, in denen sich Klarheit, Einfachheit, handfeste Erläuterung und wissenschaftliche Genauigkeit die Waage halten, sind Meisterstücke der Interpretationskunst. Nie tritt er den empfindlichen Sprachgeweben Yeats' zu nahe, nie verletzt er sie; dem Leser aber öffnet sich ein müheloser Zugang zu den Werken des schwierigen Iren.

Yeats hat einmal gesagt, er wünsche, dass das Gedicht so viele Bedeutungen annehme, wie es Leser finde. Man prüfe seine eigenen Verse auf diese Forderung hin. Man lese eines seiner Gedichte, mehrmals, und versuche dem Inhalt eine allgemein verständliche, gefestigte, mittelbare Form zu geben! Yeats' Gedichte sind nicht Ergebnisse, sondern Aufforderungen, Wege, kleine, helle Flecken eines unsichtbaren Körpers. Wie Eisberge ragen sie zum kleinsten Teil aus einem magischen Sprachmeer, der grosse, dunkle Rest bleibt Vermutung, Ahnung, lässt alle Deutungen zu, nimmt alle Fragen auf. Yeats' Sprache ver-

zichtet auf ihr ursprünglichstes Wesen – Mittel der Verständigung zu sein. Sie gerinnt in Bildern, verschlüsselt sich in Chiffren, vertieft sich in Symbolen. Seine Gedichte sind Stationen einer langen, gewundenen Bahn, die sich das Erkennen vollkommener Wahrheit zum Ziel setzt. Yeats hat dieses Ziel erstrebt in vollem Bewusstsein seiner Unerreichbarkeit. Nie würde Wahrheit transparent werden, nie würde er sie erkennen können. «Der Mensch kann die Wahrheit verkörpern, aber er kann sie nicht wissen», hat der Dichter in seinem letzten Brief geschrieben. Wahrheitsverkörperungen sind seine Gedichte; noch in ihren kleinsten Elementen lässt sich ihre Ausrichtung auf ein eigengültiges, in sich ruhendes Sein der Dinge ahnen. Die einfachsten Wörter öffnen Abgründe. Um Yeats' Gedichtsrätsel auflösen zu können, müsste man sich in indischen Weisheitslehren ebenso auskennen wie in der abendländischen Antike, in der Mystik des Mittelalters so gut wie in der keltischen Sagenwelt.

Erstaunlich bleibt die Präzision und Anschaulichkeit der einzelnen Bilder. Hier trifft sich Yeats mit dem andern grossen Iren unseres Jahrhunderts, James Joyce. Beide verstehen es, ihren befrachteten, vieldeutigen Metaphern eine einleuchtende Präsenz zu geben, eine mit Händen zu greifende Gegenständlichkeit und Sinnlichkeit. Derbe, burleske Vordergründigkeiten sind in mystisches Licht getaucht, oder es können alltägliche Gesprächsfetzen neben magischen Zauberformeln stehen. Und die Kontraste halten sich, wirken nicht gekünstelt, brechen nicht auseinander. Die Oberfläche eines vielfach zerstückelten Sprachmosaiks erhält durch ihre Entsprechung im Magischen einen Zusammenhalt, und dieses Magische wird in den flüchtigen Sprachoberflächen beschworen.

Alte keltische Heldengestalten, Cuchulain, Emer, Aoife, bewegen sich durch Yeats' Gedichte, und schon ihre blossen Namen geben den Versen ein ahnungsschweres und gewalttätiges Gepräge, das durch balladesken Ton und starke Rhythmik noch verstärkt wird. Zu den alten Helden gesellen sich die jungen der irischen Revolution von 1916, die Mac Dunnagh und Mac Bride und Yeats selbst, der es liebte, sich in der Art Villons oder der Troubadoure und Minnesänger des Mittelalters in seine Gedichte miteinzubeziehen, und sich so bewusst in die mythische Tradition seines Landes einreihete, für die er mit seinem Namen einstand und die er gleichzeitig neu erstehen liess.

«Ich zeichne das Bild meines Landes»

VON HANSJÖRG HEUSSER

Seit der Lektüre der beiden Romane «Der Herr Präsident» und «Die Maismänner» sowie der unvergleichlichen «Legenden aus Guatemala», die alle in deutscher Übersetzung erschienen sind, stand es für mich fest, dass ihr Autor, der guatemaltekische Ex-Diplomat Miguel Angel Asturias einer der grossen Dichter unserer Zeit ist. Hier in Paris entdeckte ich, dass in französischen Ausgaben fast sein gesamtes Werk vorliegt. Voller Bewunderung las ich gerade seinen zweit jüngsten Roman, «Les yeux des entrérés», als ich vernahm, dass Asturias (der in Buenos Aires lebt) sich im Moment in Paris aufhalte. Ich rief Asturias im Hotel an und erhielt tatsächlich Gelegenheit zu einem Gespräch im Hause seines Verlegers Albin Michel. Der Weg zu diesem Stelldichein führte mich durch den Friedhof Père Lachaise. Während ich zwischen den Gräbern durchschritt, erinnerte ich mich unwillkürlich jener indianischen Legende, die dem Roman «Les yeux des entrérés» den Titel gegeben hatte: Danach öffnen die Toten unter der Erde die Augen und starren hinauf zu den Lebenden, grad wie die Sterne vom Himmel herabblicken. Erst am jüngsten Tag, wenn auf der Erde Gerechtigkeit herrscht, wird es ihnen vergönnt sein, ihre Lider niederzuschlagen und Ruhe zu finden.

Eine Türe im Vorzimmer der Editions Albin Michel wurde mit Schwung aufgestossen, und Asturias trat ein: Er ist von unersetzter aber kraftvoller Gestalt, im Alter schwer zu schätzen – jung ist er nicht, alt scheint er nicht – (Asturias ist 1899 geboren), das Haupt ist gewaltig, es eignet ihm etwas Monumentales. Das Gesicht verrät die indianische Abstammung, es ist bronzenfarben, die markante Nase indianisch gebogen –, sie gibt ihm einen ungemein geistreichen Zug, den der ausdrucksvolle Mund mit den Lippen von violetter Tönung noch verstärkt. Etwas eigentümlich Starres, Feierliches liegt in diesen Zügen: die Miene eines Maya-Priesters. Asturias tritt auf mich zu und reicht mir freundlich lächelnd die Hand. Der starre Ausdruck ist verschwunden. Mit den Gesten eines vornehmen Hausherrn bittet er mich in ein ruhiges Zimmer. Sein Gebaren hat nichts Priesterlich-Archaisches mehr; es ist vielmehr im besten Sinne weltmännisch-charmant. Er setzt sich hinter einen Schreibtisch und bietet mir gleichzeitig ihm gegenüber Platz an. «Sie leben im Exil...», beginne ich das Gespräch.

«Seit 1947. Als mein Land durch die mercenarios, die Söldnertruppen der

«United Fruit Company» besetzt wurde, war ich gerade guatemaltekischer Botschafter in El Salvador. Als überzeugter Repräsentant der rechtmässigen demokratischen Regierung Arbenz, die von den mercenarios verjagt wurde, blieb für mich nur der Weg ins Exil. Ich ging nach Buenos Aires.»

Er sagte dies, ohne jeden gefühlsmässigen Akzent, im Ton einer sachlichen Feststellung. Keine Spur von Bitternis in seinen Worten, dabei beschreibt der Vierundsechzigjährige, der auf das Alter hin auf brutale Weise aus dem Land, dem sein ganzes Bemühen galt, vertrieben worden war, sein eigenes Schicksal.

«Worin sehen Sie die Aufgabe der lateinamerikanischen Literatur?»

«Die lateinamerikanische Literatur war schon immer Kampfliteratur. Die Verteidigung der Eingeborenen gegen fremde Willkür, der Kampf für die politische Unabhängigkeit und demokratische Selbstbestimmung sowie für soziale Gerechtigkeit sind bis auf den heutigen Tag ihre vornehmsten Anliegen. Ich kämpfe für das Recht meines Volkes, weil ich glaube, dass jedes Volk begründeten Anspruch auf die Nutzung der Reichtümer seines Landes hat und dass es sein Schicksal in seinen eigenen Händen halten soll. In Guatemala und vielerorts in Südamerika herrscht bis auf den heutigen Tag ein Feudalsystem, das schlimmer sein dürfte als dasjenige Russlands im 19. Jahrhundert. Der Analphabetismus ist ausserordentlich weitverbreitet, der Besitz der Bildung für das Volk praktisch unerreichbar. Den Bauern hat man durch List und Gewalt ihr Land geraubt und sie zu Plantagenarbeitern gemacht, die eher Sklaven denn Arbeiter zu nennen sind. Grosse Teile des Volkes sind zudem unterernährt, die Sterblichkeit dementsprechend gross. In Guatemala wird heute jede fortschrittliche Regung von der Regierung, die im Solde von fremden Trusts steht, unterdrückt.»

Auch das trägt er vor, ohne Hass zu zeigen, seine Stimme tönt eindringlich, aber die Sprechweise ist gemessen und ohne rhetorisches Pathos.

«Ich gehöre keiner politischen Partei an, aber die Not und das Unrecht sind so gross, dass man nicht darüber hinwegsehen kann. Als Schriftsteller spreche ich für mein Volk, das selbst nicht sagen kann, was ihm geschieht –, ich gehöre zur Partei meines Volkes.»

«Hat diese kämpferische Literatur schon Erfolge gezeitigt?»

«Es hat heute in Lateinamerika eine grosse Revolution begonnen, wir sind auf dem Wege der Befreiung von

Gespräch
mit
Miguel Angel Asturias
in
Paris